

Mitteilungen

des

„Deutschen Schulvereins für St. Catharina“ (Südbrasilien)

Nr. 3.

Blumenau, März 1906

1. Jahrgang.

Unsere Schulen und die Kammer.

In dem Jahresberichte, welchen unser Superintendent Herr Schrader der Munizipalkammer am 6. Februar d. J. erstattet hat, wird unser Schulwesen einer eingehenden Betrachtung unterzogen und am Schlusse eine statistische Uebersicht über die Schulen des Munizips Blumenau gegeben. Es ist das eine dankenswerte Arbeit, die uns so mancher Mühe enthebt. Wir erfahren die Antworten auf mancherlei Fragen, um deren Beantwortung wir in der vorigen Nummer unserer Mitteilungen baten. Name der Schulgemeinde, Gründungsjahr, Zahl der Mitglieder, Schülerzahl nach Knaben und Mädchen, Besitz- und Eigentumsverhältnisse der Schulgemeinde inbezug auf ihr Schulhaus und Schulland, monatliches Gehalt des Lehrers, Naturalienlieferungen, Schulgeld pro Monat, monatliche oder jährliche Beiträge der Mitglieder, Zahl der Lehrer, die an den Schulen tätig gewesen sind, und Namen der Lehrer, die gegenwärtig an ihr wirken, Unterrichtssprache und Verhältnis zur Landessprache und Name des Vorsitzenden der Schulgemeinde. Unsererseits waren es also nur noch Fragen des internen Schullebens, um welche wir außerdem noch gebeten hatten. Leider ist uns in dieser Hinsicht nicht eine einzige Zuschrift zugegangen. Nach jenem Berichte sind von den 112 Schulen des Munizips 81 deutsch, 4 portugiesisch, 5 portugiesisch und deutsch, 4 polnisch und deutsch, 1 italienisch und deutsch, 17 italienisch. Um die Landessprache in allen Schulen zu vertreten fehlt es an geeigneten Lehrern und Lehrmitteln. Auf Grund jener statistischen Tabelle werden in der Kolonie jährlich aufgebracht für das Schulwesen 52 Contos de Reis. Sollte die Verwaltung der Schulen von seiten der Kammer in die Hand genommen werden, so würden dafür jährlich 80 Contos erforderlich sein, eine Summe, welche die Steuern sehr fühlbar belasten würde. Schultechnische Schwierigkeiten, welche hinzukommen, lassen die Verwirklichung des Gedankens noch in weiter Ferne erscheinen.

Eine wertvolle Beigabe jenes Berichtes ist die Karte von Blumenau und der benachbarten Munizipien. Dieselbe ist in Leipzig bei H. Wagner und E. Debes hergestellt und gibt ein anschauliches Bild der Mannfalt und Unebenheiten in unserer nächsten Nähe. —

In Angelegenheit unserer Bücherei sei hier noch folgendes nachgetragen: Es haben erhalten:

Kammerstraße, A. Lämmel	392 Nummern.
Itoupava do Norte, H. Raut	275 "
Itoupava alto, A. Rüder	247 "
Itoupava Schule I, R. Hoffmann	161 "
Neue Belha, Hölzer	133 "
Tatutyba I, E. Glau	195 "
Fidelis, H. Lange	113 "
Beneditto Novo, E. Bernikan	121 "
Weißbach, J. Deggau	104 "
Kontra, Müller	57 "
Timbo, Scheidemantel	51 "
Garcia, Alfath	46 "
Garcia, Tallmann	86 "
Bode, E. Zentker	70 "
Mulbe, Manske	43 "
Hospital, Probst	50 "
Encano, H. Heinrich	35 "
Palhoça, L. Schulz	61 "
Maffaranduba, Witte	56 "
Itoupava, B. Jensen	60 "
Rußland, A. Schaeffer	32 "

Alto Rio do Teste, Frahm	37 Nummern.
Rio da Luz, Bohl	28 "
Fortaleza, Hertel	33 "
Encano, E. Schäfer	40 "
Carolinestraße, A. Rüder	40 "
Belhastraße, E. Hertel	37 "
Tatutyba III, Hoffmann	20 "
Belhatiefe, E. Schmidt	9 "

Pädagogische Gedanken im Dämmerstündchen.

Wen — alt oder jung — heimelte nicht das Wort „Dämmerstündchen“ an! In der Uebergangszeit vom Tage zur Nacht, wenn die Sonne gesunken und die Lampe noch nicht das Zimmer erhellt, höchstens der Mond sein falbes Licht durch die Fensterscheiben sendet, wie gern findet sich nicht da die Familie traulich in einer bequemen Ecke des Zimmers zusammen, um die Erlebnisse des Tages einander mitzuteilen und Gedanken auszutauschen! Wie wird da mitunter die feine Kunst des Erzählens von Eltern, und öfter noch von Großvätern und Großmüttern entwickelt und geübt, und so mancher poetische und praktische Volks- und Lebensschatz in Herz und Gedächtnis der lauschenden Kleinen gelegt, dessen sie sich selbst noch in hohem Alter mit Freuden erinnern! Welche erziehlischen Kräfte und Mächte liegen nicht auch in solchen Dämmerstündchen! Da geht manches fürs Leben und Verhalten wichtige Wort, weil in Bild und Gleichnis gekleidet, absichtslos mitgeteilt und unvermerkt aufgenommen, oder weil warmes Gemüt auf empfängliches Gemüt trifft, weit tiefer ein, als es in der Form starren Gesezes auf- und angenommen werden würde. Aber das Dämmerstündchen — es ist auch dem Einzelnen, dem Einsamen wertvoll. Wie sollte es der Erzieher, der Schulmann nicht lieben, nicht suchen! Ausruhend von des Tages Last und Hitze, vom Lehren und Wehren, von der Arbeit im Unterricht, von der Nacharbeit der Korrekturen und von der Vorbereitung, sitzt er da in seinem engen Arbeitszimmer im Sorgenstuhl. Es ist ihm zu wünschen, daß es ein Armstuhl mit Seitenlehnen sei, wenn auch nur ganz einfach aus Weiden geflochten, damit er auch die Arme stützen könne, um die vom Neben ermüdete Brust zu weiten und tiefer aufzuatmen. Wieviel hat da ein Schulmann zu überdenken, rückwärts schauend auf den verlebten Tag, vorwärts auf die morgende Arbeit! Wie mancherlei Gedanken kommen da, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen! Manches, ja vieles gibt es da zu danken, vieles ist zu erbitten. Manches wird bei nun ruhigerem Blut richtiger beurteilt als während des Tages Last und Hitze. „Die Erde ruht, das Herz erwacht, auf strebt der innere Sinn,“ heißt es in einem volkstümlichen Liede. Wohl ihm, wenn er sich auch durch die trüben Erfahrungen nicht entmutigen läßt und er bei aller Demut den auf- und vorwärts strebenden Sinn sich bewahrt!

Hier sollen nun einige Gedanken folgen, wie sie einem alten Schulmanne in solch stillen Stunden kommen und gekommen sind; möchte in ihnen etwas Belebendes und Befruchtendes liegen!

Väter, Zuchtmeister, Stochmeister.

„Ob ihr gleich zehntausend Zuchtmeister hättet, so habt ihr doch wenig Väter.“ Dieses paulinische Wort kann wohl einem Lehrer und zwar nicht gerade dem schlaffen, sondern dem gewissenhaften und eifrigen, viel zu denken geben und viel zu schaffen machen; es darf übrigens auch eine Lehrerin sowie Vater und Mutter es prüfend betrachten. Geseß und nur Geseß richtet Born an. Wird der Herzschlag der

Liebe des Erziehers nicht vom Jögling herausgeführt, so ist es wohl Dressur, äußere Zucht, so weit das Auge des Zuchtmeisters reicht, möglich, viel mehr aber nicht. Jener Schulregent hatte drei Begriffe, die er als drei Urteile in Beziehung zu einander setzte: Hier sitzt der Schüler, da liegt das Buch, dort steht der Stof. Vom Zuchtmeister zum Stofmeister ist da kein großer Schritt. Das eben ange-deutete Verfahren erscheint auch vielen bequemer. Eine freiere Bewe-gung des Jögling bis an eine gewisse Grenze scheint manchem Er-zieher zu bedenklich; der Jögling könnte doch zu weit gehen, eine Verantwortung dafür möchte der Erzieher nicht auf sich nehmen, und darum läßt er lieber den Buchstaben eines knöchernen Gesetzes walten, wo ein wenig Freiheit so sehr am Plage wäre. Wie es vielfach Mangel an freiem Geistesblick, die Verkennung des eigentlichen Wertes der Dinge, also sowohl Ueber- als Unterschätzung derselben. Auch Ungeduld und Bequemlichkeit dürften hier oft bei dem Erzieher mit die Schuld tragen, in der Hauptsache aber und in Summa ist es Mangel an tragender, ausharrender, siegesgewisser Liebe, die freilich ohne den rechten Ernst nicht gedacht werden kann. Der Erzieher fühlt sich nicht solidarisch genug mit dem Jögling verbunden. Miß-kennung der Anschauungsweise auf der Altersstufe des jugendlichen Jögling, in die sich der Erzieher nicht lebendig genug zu versetzen weiß, ist auch hier oft schuld an Fehl- und Mißgriffen. — Die Nesseln brennen: wo eine Sache an und für sich selbst belehrt und durch einen kleinen Schaden, einen kleinen Schmerz der Jögling seine Thor-heit inne wird, da ist keine Remedur seitens des Erziehers nötig. Wie viele Worte könnten oft gespart werden! Sodann wo ein freund-liches Wort, ein kleiner Humor oder dergleichen den Jögling über eine Unebenheit in seinem Betragen, über eine Unlust zum Handeln hinweghebt, da kommt man ihm nicht mit Grämlichkeit und Säure. Mit einem Tropfen Honig fängt man auch hier mehr Fliegen, als mit einem ganzen Faß voll Essig. Wie tüchtige Maler mit ein paar Pinselfstrichen ein weinendes Kindergesicht auf ihrer Leinwand in ein lachendes zu verwandeln wissen, so vermögen dies auch in Wirklichkeit geborene Erzieher. Und sind nicht Ernst und Scherz die Doppelseiten der gleichen irdischen Dinge: der Ernst der Einbruch oder Ausdruck ihrer Wichtigkeit, ihres Wertes; der Scherz derjenige ihrer Nichtigkeit, ihres Unwertes?

Wer doch da immer und in jedem Augenblick das Richtige trafe! Welcher Lehrer, welcher Vater könnte sich dessen rühmen? Da ist auch „fehlen“ ein Tätigkeitswort, das in allen Zeitformen der Konjugation mit „ich“ anfängt: ich fehle. Oft war der Bogen, wie wir ihn spannten, zu straff und wieder ein anderes Mal zu schlaff — was das eine oder das andere gewirkt oder verborben hat, entzieht sich häufig unsern Blicken, tritt oft spät erst zu Tage. Daß hier der Schlaf-heit des Erziehers nicht das Wort geredet werden soll, versteht sich wohl von selbst: sie kann nur üble Folgen haben. Der Ernst dagegen, wenn er auch einmal das Maß überschreitet, der Schüler aber doch davon überzeugt ist, daß der Lehrer nur sein Bestes im Auge hat, wird vielleicht eine augenblickliche Erbitterung bei dem ersten erzeugen, schließlich aber wird dieselbe in seinem Herzen überwunden werden.

Es mögen einige Illustrationen aus dem Leben folgen.

Ein angehender Lehrer hatte lange Zeit vergeblich, auch mit Strafen, gegen das wilde Pfeifen seiner großen Schüler beim Nach-hausegehen gekämpft. Er klagte dem Schulinpektor seine Not. „D“, sagte dieser, „ich würde an Ihrer Stelle beim Schluß der Schule in aller Ruhe sagen: ich will doch einmal sehen, wer von euch der beste Schächer werden kann, denn dazu gehört auch das Pfeifen“. — Und siehe, der Unfug hörte plötzlich auf.

Ich gedente eines trefflichen Oberlehrers des Lyceums meiner Heimat. Er war eigentlich die Seele und Kraft des ganzen Lehrers-kollegiums, und viele seiner alten Schüler segnen ihn noch heute. Aber auch treffliche Männer greifen mitunter fehl. Der eben Gemeinte trat einst in die Klasse und fand, daß ein Schüler in der Freiviertel-stunde mit dem Messer aus Papier die Form eines Paares Stiefel, nicht mehr als halbfingers lang, ausgeschnitten und an das Fenster geklebt hatte. Darüber erzürnte sich der Mann sehr; es gab eine lange Untersuchung, von Unterricht konnte keine Rede sein, und ver-stimmt ging jeder von dannen.

Der große württembergische Prälat Bengel schreibt einmal: „Bei der Jugend mache ich nicht viel aus den so gewöhnlich vorkommenden Bütereien und jugendlichen Leichtsinigkeiten. Ich erkläre es ihnen wohl überhaupt für Sünde, aber absehe es nicht eben bei jedem vor-kommenden Falle, weil es bei Leuten, die auf innere Zucht nicht achten, doch nicht wohl anders sein kann. Und das habe ich gelernt von dem seligen Rektor Essig, der hat, wenn bei der Jugend alles durch-einander gegangen, eben gesagt: „Ihr Reigen!“ Bald ist alles still geworden und ein jeder wieder an seine Pflicht gegangen.“ — Da-gegen trat einst ein hoher Herr in eine Knabenschule am Harz. Es war vor Beginn des Unterrichts, der Lehrer noch nicht anwesend, und es ging mit Gepolter über Tisch und Bänken bunt her. Darob erzürnte sich der feierliche Herr gar sehr und rief in die Schar hinein: „Das sind Tiere in Menschengestalt!“ welches schlimme Wort er dem

Lehrer hernach wiederholte und dieser noch oft hinterher den Schülern in Erinnerung brachte. — Mit Recht wies jener Schulpfleger es zurück, wenn eine Lehrerin einst kleine unordentliche Schülerinnen „Brut“ nannte. Im Strich werden die Kinder ermahnt, die Mutter zu ehren mit den Worten: „Vergiß nicht, wie sauer du ihr geworden bist“. Nun, Lehrer und Lehrerinnen, besonders unverheiratete und kinderlose Leute, können sich oft gar zu wenig in das rechte Verhält-nis zu fremden Kindern setzen. Der Besitz eigener Kinder erst lehrt uns manches verstehen und fremde Jugend richtig beurteilen. — Von dem alten originellen Flattisch lesen wir: Weil die Traurigkeit viele Leute tötet, aber ein fröhliches Gemüt die Gesundheit befördert, so quälte Flattisch seine Jöglinge nicht durch harte Zucht, sondern beslei-gigte sich, ihnen Liebe zu beweisen, „denn ich habe erfahren, sagt der treue Mann, daß man von der Liebe fast so viel als vom Brote lebt.“ Wenn darum seine Jöglinge mitunter gar zu wild spielten und tobten, so daß die Bauern des Dorfes darüber stutzig wurden, so sagte er wohl: „Laßt sie nur machen; wenn sie einmal Regie-rungsräte geworden sind, dann tun, sie es nimmer!“

Da muß ich doch auch noch einen Zug vom sel. Seminardirektor Bühring in Neuwied erzählen, den mir einer seiner Jöglinge mitge-teilt hat. Die älteren Jöglinge nannten dort die erst eingetretenen „Heiden“. Einer der ersten sah einen gar langen Menschen, als man von der kurzen freien Bewegung im Hofe spät abends vor oder nach der Andacht im Dunkeln wieder die Treppe hinaufging, vor sich ins Haus eintreten; er meinte, es sei einer von den „Heiden“, ob er den „Groß“ oder „Länge“ in ihm zu erkennen glaubte, weiß ich nicht. Kurz, er sprang ihm auf den Rücken, indem er rief: „Heid, du mußt mich die Treppe hinauftragen!“ Der Apostrophisierte schlepte ihn denn auch wirklich, ohne ein Wort zu sagen, bis auf den ersten Treppenaufsatz; dann aber sagte der Träger: „So, nun ist es aber wohl genug!“ Wie behend sprang der andere auf den bekannten Ton der Stimme erschrocken von dem Rücken herunter! denn es war kein anderer als der Seminardirektor selbst gewesen, der sich im Hofe still unter die Jöglinge gemischt und den der Seminarist sich zum Träger erwählt hatte. Das war doch wirklich tragende Liebe. Kein Wort wurde weiter von Bühring darüber gesprochen, die Hochachtung, die man für ihn hegte, aber nur erhöht.

Ich kenne einen wackern Lehrer. Er hat da einen unordentlichen, schmutzigen Schüler, um den sich daheim niemand bekümmert. Erin-nerung, Tadel, Strafe helfen nicht.

Was tut er? Er behält ihn nach der Schule zurück, schneidet ihm selbst die Haare ab, giebt ihm Seife und Handtuch, läßt ihn sich ordent-lich waschen und entläßt ihn dann mit der Weisung: „So kommst Du mir nun immer zur Schule!“ Gewiß, dieser Lehrer ist nicht bloß Vater, er ist auch Mutter seiner Schüler. Daß die rechte Liebe in rechter Weise sich auch scharf akzentuierend kundgeben kann, davon nur ein Beispiel. Am 21. August 1866 legte man den alten Pastor Selmer in der Gemeinde Göhren in Mecklenburg in den Sarg, nach-dem er bis ins 90. Lebensjahr sein Amt treu verwaltet hatte. Drei Söhne und 10 Töchter, bereits Greise und Greifinnen, folgten ihm zum Grabe, dazu die ganze Gemeinde. Als man den Sarg eben einsenken wollte, drängte sich ein alter, würdiger Mann bis nahe an das Grab, barhaupt, den Hut unter dem Arm, zeigte auf den Sarg und rief unter Weinen und Schluchzen so laut, daß jedermann es hörte und es jedermann tief ins Herz drang: „Dat was min Fründ!“ — Wie war das gemeint? Es mochten 60—70 Jahre her sein, da kehrte Pastor Selmer von einer Reise spät abends in sein Pfarrdorf zurück. Aus der Schenke, an der er vorüber mußte, drang wüster Lärm in sein Ohr. Das tat ihm wehe denn er waltete wie ein Vater unter seinen Pfarrkindern. Rasch trat er ein und hieß die trunkenen Gesellen nach Hause gehen. Die gute Sitte jener Zeit gab ihm das volle Recht dazu. Alle standen auf. Nur ein junger Bauernbursche ließ unversämte Widerworte fallen. Dagegen wußte Selmer das rechte Mittel aus dem Spruche: „Torheit steckt dem Knaben im Herzen; aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben!“ Er wandte dies Mittel auch an, indem er ihm eine vollwichtige Ohrfeige appli-zierte. Dieselbe hatte ihre guten Früchte getragen; der damals ge-züchtigte Bursche trug nun als Greis sein graues Haar mit Ehren, weil er in dem Straßenden den Freund erkannt hatte. Dies vor aller Welt laut zu erklären, hatte es ihn auch am Grabe des alten Pfarrers, gebrängt.

Freilich, eines schickt sich nicht für alle, und am wenigsten sollen hiermit Ohrfeigen empfohlen werden. — „Viele Zuchtmeister, wenige Väter.“ Wie viel ich das eine noch, das andere noch nicht bin, das ist zunächst eine ernste Gewissensfrage und gehört in das Reich der Selbstprüfung.

Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen.

Ueber dieses Thema hat Prof. Rein in der ersten Nummer einer neuen, von Professor Dr. F. Zimmer herausgegebene Zeitschrift, „Frauen-bienst“, einen Vortrag veröffentlicht, aus dem wir einiges hier wieder-

geben, ohne damit selbst zur Sache Stellung nehmen zu wollen. Wo immer — so führt Klein aus — auf deutschem Boden zum ersten Male der Vorschlag einer gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter auch auf den höheren Stufen des Unterrichts gemacht wird, entfesselt er regelmäßig einen Sturm der Entrüstung. Namentlich drei Einwände sind es, die man dagegen erhebt. Zunächst: die historische Entwicklung unseres Schulwesens spricht dagegen. In immer fortgehendem Maße hat sich die Trennung der Geschlechter vollzogen. Gemeinsame Erziehung beider findet man jetzt fast nur noch auf den Dörfern und in den kleineren Städten. Indessen das ist kein begründeter Einwurf. Das historische Gewordene ist nicht ohne weiteres auch das Vernünftige. In Amerika hat die Entwicklung zum entgegengesetzten Resultate geführt. Und daß man bei uns die Mädchen von den höheren Schulen ausgeschlossen hat, liegt hauptsächlich darin begründet, daß der Staat in diesen Schulen vorzugsweise sich tüchtige Beamte heranbilden wollte, während er sich um die Mädchenbildung nur wenig bekümmerte.

Tiefgehender ist der Einwurf, den die Psychologie erhebt. Man weist hin auf die große psychische Verschiedenheit der Knaben und Mädchen, die eine besondere Erziehung erfordere. Es wäre Torheit, diese Unterschiede leugnen zu wollen. Man kann im allgemeinen als feststehend ansehen: 1. Das Tempo in der körperlichen und geistigen Entwicklung ist bei den Mädchen schneller als bei den Knaben. 2. In der Entwicklung des Mädchens überwiegt das Fühlen, bei den Knaben das verstandesmäßige Vorstellen. Indessen diese Unterschiede sind nicht so groß, daß dadurch eine gemeinsame Erziehung ausgeschlossen wäre. Das Gemeinsame überwiegt, und wo Unterschiede vorhanden sind, dienen sie zu gegenseitiger Förderung und Ergänzung.

Der dritte Einwurf: Die Sittlichkeit leidet Gefahr. Hier wird grau in grau gemalt. Die Erfahrung widerspricht dem. Gewiß sind bei näherem Verkehr beider Geschlechter Gefahren nicht ausgeschlossen. Aber sind sie geringer bei der künstlichen Scheidung? Gerade dadurch wird der Drang erweckt, die Schleier des Geheimnisses zu lüften, an verbotenen Genuß sich zu laben. Gerade durch das Zusammenleben von Knaben und Mädchen wird der Grund zur Sittlichkeit gelegt. Leben doch auch in der Familie beide Geschlechter zusammen, und wie oft hat man die Schule als erweiterte Familie betrachtet!

Die Erfahrungen, die man in Nordamerika und anderwärts mit der gemeinsamen Erziehung gemacht hat, sprechen durchaus zu deren Gunsten. Kein Wunder darum, daß sie dort auch immer weitere Fortschritte macht. Im Jahre 1895 waren in Nordamerika in den größeren Städten bereits 93 Prozent, in den kleineren 73 Prozent der öffentlichen Schulen gemischt, von den Privatschulen etwa zwei Drittel, doch wohl ein Zeichen dafür, daß auch bei seiner Wahl seitens der Eltern dieses System bevorzugt wird. In Stockholm wurde 1876 von Dr. Palmgren die erste höhere Lehranstalt für Knaben und Mädchen gegründet; die seit 1884 in Norwegen neu errichteten Schulen sind fast alle gemischt, und durch das Schulgesetz vom Jahre 1896 ist dies System auch für die Staatschulen angenommen worden. Finnland hatte 1895 32 höhere und 40 Vorbereitungsschulen gemischten Charakters, in Dänemark sind von 85 Realschulen 55 gemeinsam, und in der Schweiz und Holland stehen die meisten Knabenschulen auch den Mädchen offen. In Deutschland hat erst Baden den Mädchen die Knaben-Mittelschule grundsätzlich geöffnet, aber der Gedanke einer gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter gewinnt auch bei uns an Boden, und es wäre eine Aufgabe der deutschen Kleinstaaten, hier mit Versuchen voranzugehen. Der Segen für die Knaben- und Mädchenbildung könne nicht ausbleiben.

Soll beim ersten Leseunterricht lantiert oder buchstabiert werden?

Von Adolf Fuhrmann, Lehrer in Itoupava.

Man hat es von jeher als eine Hauptaufgabe der Schule angesehen, den Schülern die Kunst des Lesens beizubringen. Wer lesen kann, besitzt die Fähigkeit, die Gedanken anderer, die zeitlich und örtlich von ihm getrennt sind, zu vernehmen, sein Wissen zu vermehren und sein Gemüt zu bilden.

Das Schreiben galt noch vor 100 Jahren nicht als für Jedermann erforderlich; heute kann es niemand entbehren. Lesen und Schreiben betrachtet das Volk als die eigentliche Aufgabe des Sprachunterrichts der Schule.

Die Art und Weise, durch welche dem Schüler das Lesen angeeignet wird, ist zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Die älteste uns bekannte Methode, das Lesen zu lehren, ist die Buchstabiermethode. Sie hat Jahrhunderte hindurch in den Schulen geherrscht. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß auch in unseren Kolonialschulen beim ersten Leseunterricht buchstabiert wird. Wenigstens habe ich noch nicht lantieren gehört. Es würde mich aber freuen, falls das Lantieren doch hier oder da im Gebrauch wäre, davon zu hören.

Da die Buchstabiermethode nun große Mängel hat und von den Kindern etwas verlangt, was sie gar nicht verstehen, sondern nur mechanisch nachplappern, so ist sie nach und nach für den ersten Leseunterricht aus den Schulen entfernt worden.

Da die Buchstabiermethode wohl allgemein bekannt ist, so kann ich mich bezüglich derselben kurz fassen. Der Lehrer buchstabiert mit den Kindern a — be und verlangt nun, sie sollen absprechen, ebenso o — be = ob, de — a = da, be — n = bu usw. Es wird buchstabiert el — au — te und so! Laut gesprochen werden, ebenso er — o — es — e = rose und andere Wörter.

Die Mängel des Verfahrens liegen auf der Hand. 1. Es werden die Silben und Wörter anstatt aus ihren Lautbestandteilen aus den Buchstabennamen zusammengesetzt, so daß Laute erklingen, die beim Lesen gar nicht gehört werden; 2. ergibt sich aus der Verbindung der Buchstabennamen das Wort nicht und das Verfahren läuft infolgedessen auf ein rein mechanisches Vor- und Nachmachen hinaus, das jedes eigene bewußte Tun des Kindes unmöglich macht.

Es wurden nun allerhand Verbesserungen versucht. Die Fibeln wurden mit Bildern von Tieren, Pflanzen und Geräten ausgestattet, deren Namen das Behalten der Buchstaben erleichtern sollten. Auch erfand man allerlei Würfel- und Karten Spiele, um den Kindern das Merken der Buchstabenformen angenehm zu machen. Einige Pädagogen, unter ihnen auch Basedow, ließen die Buchstaben aus Kuchenteig backen und ihn von den Kindern verzehren. Aber trotz all dieser Versuche kam das Buchstabieren immer mehr in Mißkredit.

Einer der Ersten, die in Deutschland gegen die Buchstabiermethode und für die Lautiermethode kämpften, war Valentin Jaksamer. Schon 1527 hatte er eine kleine Schrift herausgegeben: „Rechte Weis, auffz kürzist lesen zu lernen“. Dieser folgte 1533 seine „Deutsche Grammatica, darans einer von ihm selbst mag lesen lernen“, in der er verlangt, daß der Schüler die Laute durch Auflösen von Wörtern selbst finden solle, dann soll er sie rein und deutlich für sich aussprechen, nicht mit den Buchstabennamen, sondern ihrem Klange nach, und endlich soll er die Laute wieder zu Wörtern verbinden.

Nach Jaksamer traten mehr Schulmänner für das Lautieren ein. In dem Buch eines unbekannten Verfassers: „Nachsinner's Lesekunst, in welcher das hinderlich fallende und zorn-erregende Buchstabieren aus dem Wege geräumt und ein bequemerer Weg zum Lesen gezeigt wird,“ wird die herrschende Lehrart folgendermaßen verspottet:

Mein Leser denke doch, wie lehrt und lernt man lesen!

Wenn man hoch lesen will, spricht man h o c e h a.

Dann kommt das Wort hernach, wenn's erst konfus gewesen,

Man tönst zweimal ha und ist doch hier kein a.

Warum nicht lieber ho anstatt ha-o gesprochen,

Und dann den schwachen Ton des Stummen beigefügt?

So fordert's die Natur, sonst nagt man harte Knochen

Und macht, daß Klein und Groß am Schulten Ekel kriegt.

Unendliche Mühe hat der Philantrop Olivier darauf verwandt, eine bessere Leselehre herzustellen. Er begann mit Sprechübungen, die Kinder auktien Sätze und Wörter mit scharfer Artikulation nachsprechen. Sie sollten vor allem erkennen, welche Sprachorgane bei der Bildung der Laute tätig sind; daher erhielten die Konsonanten Namen, wie Lippenbrummer (m), Zungengrabenbrummer (n), Zippenzahnsamer (w), Zungenzähnsamer (ß) usw. Das ganze Verfahren war aber so kompliziert, die Bücher Oliviers so teuer und nebenbei so wissenschaftlich und weitschweifig, daß die Elementarlehrer keinen Gebrauch davon machen konnten.

Erst der bayerische Schulrat Dr. Heinrich Stephani hat der Lautiermethode Eingang in die Schulen verschafft. Er unterschied Laut, Lautzeichen und Lautnamen. Die Kinder lernten die Lautzeichen kennen, verwandten aber beim Lesenlernen stets nur den Laut, den sie bezeichneten, nie den Buchstabennamen.

Stephanis Methode fand bald zahlreiche Anhänger. Gleichwohl hat es noch mehr als 60 Jahre gedauert, bis die Buchstabiermethode völlig aus den Schulen verschwand, was seine Ursache hauptsächlich in der mangelhaften Ausbildung der Lehrer hatte.

Auch die Lautiermethode als solche ist heute aus den Schulen verschwunden. Während man nämlich früher das Lesen zuerst und allein lehrte, das Schreiben aber erst 2—3 Jahre später, beginnt man heute mit beiden Fächern zugleich und verfährt dabei nach der sogenannten Schreiblesemethode. Dabei wird aber, und das ist die Hauptsache, lantiert, nicht buchstabiert. Man merke wohl: Die Kinder dürfen nicht nach Art des Buchstabierens lantieren, sie müssen die Laute sofort verschmelzen. Es darf also nicht

gelesen werden I — ei, lei, f — e, se, leise; die Kinder müssen vielmehr sogleich verschmelzen I e i s e, f o f a, m e i n e usw. Der Lehrer zeigt auf den Konsonanten und läßt ihn aushalten; in dem Augenblick, wo er mit dem Finger oder dem Zeigefinger auf den Vokal zeigt, muß dieser angeschmolzen werden. Das muß so lange geübt werden, bis die Kinder es sicher können. Das Verschmelzen der Laute kann nur deutlich gemacht werden durch Verbindung eines Mitlautes mit mehreren Selbstlauten. Man übe deshalb erst alle Selbstlaute ein. Ist nun der erste Mitlaut eingeübt (u), so kann man den schon mit allen Selbstlauten verbinden lassen z. B. n i, n u, n e, n a usw., ferner die Selbstlaute voran: i n, u n, a n usw. Ebenso wird verfahren, wenn das m, f, usw. eingeübt ist. Jeder neu eingeübte Buchstabe wird mit früher geübten in obiger Weise verbunden. Es hat einen großen Reiz für die Kinder, wenn durch Vorsetzen oder Anhängen von Buchstaben neue Wörter entstehen. So wird z. B. aus ein: nein, mein, sein, rein, fein, dein usw. Wir sehen also, das Lautieren ist naturgemäß, das Buchstabieren dagegen für die Kleinen sinnlos und schwer verständlich. Beim Lesenlehren bedarf der Lehrer daher des Buchstabierens nicht. Wenn aber soll damit begonnen werden, da es doch nun einmal für den orthographischen Unterricht nicht gut entbehrt werden kann? Manche beginnen das Buchstabieren, wenn die Schüler einige Wochen Druckschrift gelesen haben (den Gebrauch der reinen Schreibmethode vorausgesetzt, bei der erst die Schreib- und dann die Druckschrift gelehrt wird); andere beginnen damit, wenn Dehnungszeichen und Lautverdoppelungen auftreten. Für unsere Verhältnisse wird das Buchstabieren am besten bis auf das zweite Schuljahr verschoben. Der Lehrer sagt dann den Schülern, daß die Zeichen, die man liest und schreibt, Buchstaben genannt werden, und daß jeder Buchstabe seinen Namen hat. Man übt zunächst die am häufigsten vorkommenden Buchstaben und einförmigen Wörter. Es wird anfangs jedes Wort an die Wandtafel geschrieben, zuerst lautiert und dann buchstabiert. Es ist immer zu fragen: Wie lautet der Buchstabe? Wie heißt er? So wird dann auch das Buchstabieren leicht zum Verständnis werden. Für den ersten Leseunterricht aber ist allein das Lautieren naturgemäß.

Das Schulwesen im Süden Sta. Catharinas.

Richard Hoffmann, Lehrer.

Ich will mir nicht beikommen lassen mit Gegenwärtigem eine durchaus maßgebende Darlegung der Verhältnisse der Schulen gedachter Gegend geben zu wollen, dazu war mein vorjähriger neunmonatlicher Aufenthalt dortselbst keine genügende Beobachtungszeit. Ich will aber versuchen die Eindrücke, welche mir darüber während dieser Zeit wurden, kurz zu skizzieren. Werden sich daraufhin Herren finden, welche vielleicht irrtümliche Ansichten meinerseits richtigstellen und ihrerseits gemachte Erfahrungen zum besten geben, so wird man sich in Blumenau sehr bald ein genaues Bild über die wirkliche Lage des Schulwesens in den südlicheren Kolonien machen und bei dem herrschenden guten Willen manchem Uebelstande Abhilfe schaffen können.

Von einer Vergleichung der Schulen des Südens unseres Staates mit dem Gros derjenigen von Blumenau kann meinem Dafürhalten nach was Organisation, Stärke der Gemeinden und namentlich Güte des Lehrpersonals anbelangt, nur in ganz beschränktem Maße die Rede sein. Ausgenommen die wenigen Schulen in größeren Ortschaften wie Desterro, Balhoga, Santo Amaro, Sta. Isabella, Orleans u. s. w., die ich als den ersten von Blumenau an Größe, Tüchtigkeit und Erfolg ziemlich gleichstehende Anstalten kennen lernte, bestehen die spezifisch deutschen Schulen dortiger Gegend fast ausschließlich aus Gemeinden mit sechs bis zwölf, wenn es hoch kommt fünfzehn Mitgliedern, welche noch dazu meistens dem allerärmsten Kolonistenstande anzugehören pflegen. Daß eine solche Gemeinde nicht in der Lage ist eine ordentliche Lehrkraft zu halten, leuchtet wohl ein, und so kommt es, daß neben vielen anständigen und tüchtigen Männern zum größten Teil liederliche, untüchtige Leute, die dortige Lehrerschaft repräsentieren. Es ist aber Tatsache daß die Schule stets den Charakter des in ihr tätigen Lehrers zeigt, und so findet man auch häufig die Jugend einer Gegend, wie man sagt, außer Rand und Band. Sind schon die Leistungen in den Schulen alsdann gleich Null, indem die Kinder vielleicht notdürftig lesen bezw. ihren Namen schreiben lernen, so ist die Verderbnis der Sitten meistens eine umso größere; man findet häufig junge Leute, die knapp der Schule entwachsen, besser das Schnapsstrinken verstehen denn irgend etwas anderes. Ich habe mich häufig darüber wundern müssen, wenn des Sonntags morgens die Kolonie einmütig zur Kapelle zieht, wie dann die

jungen Burschen, oft sechs bis acht in einem Trupp, johlend und singend erst der Schnapsbenda einen Besuch abstatten, nun dann Arm in Arm, kaum auf den Beinen sich haltend, nach dem Gotteshause zu wanden. Nach dem Gottesdienste ist alsdann häufig Fortsetzung dieser Bendabesuche bis in die späte Nacht. Ich erkannte diese Unsitte nur als eine Folge der schlechten Schulzucht. Es ist häufig der Fall, daß die Kolonisten ihre Kinder lieber notdürftig zuhause unterrichten oder zu irgend einem katholischen Kolleg schicken (oft 4 Stunden weit zu Pferde, und zwar gegen Lieferung von Naturalien), als daß sie sich damit abmühen, einen Ersatz für einen schlechten Lehrer zu erlangen. Sie wissen ganz genau, daß sie einen anständigen tüchtigen Lehrer für den Hungerlohn, den sie aufzubringen in der Lage sind, nur in den seltensten Fällen bekommen. Hat eine solche Koloniegemeinde aber einmal einen einigermaßen ihr zusagenden Lehrkraft, so darf man gewiß sein, daß sie dieselbe auf alle ihr mögliche Weise zu halten suchen und unterstützen wird. Lebensmittelmangel kennt der Kolonist des Südens noch weniger als die hiesigen und daher teilt er dem Lehrer gern von seinem Ueberflusse mit; desgleichen ist er zur Handreichung bei der Bestellung des Schullandes stets bereitwillig. Bar Geld allerdings ist ihm ein rarer Artikel, und kann er daher auch keine großen Leistungen hierin machen. Hier wäre der Punkt, indem ein Verein wie der „Deutsche Schulverein für Santa Catharina“ wirksam helfend eingreifen könnte. Derselbe müßte für die Besetzung der dortigen Lehrstellen sorgen, und zwar mit solchen Personen, die sich gern dem Kolonistenleben anbequemen und bei geringem Barlohn ihren Vorteil in der Bekanntschaft des meist sehr großen Schullandes suchen. Ich muß gestehen, daß ich selbst mich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte und mich sehr wohl dabei befand. Hätte mich nicht im Juli vorigen Jahres die Schulgemeinde Itoupava No. 1 an meinen alten Posten zurückberufen, bezw. hätten mich nicht auch andere Interessen nach Blumenau gezogen, ich wäre heute noch in dem herrlichen Tale des Rio Fortuna (eines Nebenflusses des Tubarão) um auf dem 154 Morgen großen Schullande Mais zu bauen und Schweine damit zu mästen, wie die dortigen Bewohner tun. Heute noch gedenke ich oft mit Sehnsuch der guten Würste, Röllschinken und dgl. Delikatessen, die man sich in Blumenau nur mit erheblichen Kostenaufwände leisten kann, die aber dort ständig den Rauchfang des Kolonisten zieren. (Schluß folgt.)

Statistisches.

1. Schule in Itajahy: Schülerzahl 108 (58 Knaben, 50 Mädchen) in 2 Klassen. Zahl der Unterrichtstage 251 (19, 22, 23, 16, 25, 18, 26, 26, 23, 4). Zahl der Versäumnisse 2503 (92, 186, 143, 139, 188, 144, 235, 267, 229, 237, 173, 24). Jahresdurchschnitt auf 1 Kind 19 Fehltage; Monatsdurchschnitt 1,5 Tage. An der Schule sind 2 Lehrer angestellt: Lehrer Emanuel Kiel seit April 1904 mit 120\$000 monatlich und Lehrer Maximilian Mohr seit Januar 1906 mit 100\$000 monatlich. Vorgänger des Herrn Mohr war Herr Emil Haus von Juli 1904 bis Ende 1905. Der „Deutsche Schulverein zu Itajahy“ besitzt ein stattliches Schulhaus, das im Juni 1904 fertiggestellt wurde; das Schulgrundstück wurde von der Schulgemeinde käuflich erworben. Vorsitzender des Vereins ist gegenwärtig Herr Wilhelm Müller.

2. Schule obere Itoupava: Schülerzahl 60 (32 Knaben, 28 Mädchen). Auf diese 60 Schüler kamen im Jahre 1905 im ganzen 16020 Schultage mit 2686 Versäumnissen. An der Schule ist ein Lehrer angestellt: Alfred Rücker mit 60\$000 monatlich. Vor demselben waren dort tätig: Artur Helbig, Notbarth, Karl Kleine, Heinrich Heise und Emil Kunze. Die Schule ist 1879 gegründet; an derselben sind 40 Familien beteiligt; der gegenwärtige Vorsitzende ist Reinhold Laffin; das Schulland ist von der Regierung zu Schulzwecken ausgelegt. — Dringende Bedürfnisse der Schule sind: deutsche Schönschreibvorlagen; einfache Zeichenvorlagen; Gesundheitsregeln für hiesige Verhältnisse; ein Buch für weibliche Handarbeiten; eine Anleitung zu Kinderspielen; Bibel für hiesige Verhältnisse. Das Schulgebäude ist baufällig und ein Neubau dringender erforderlich; dazu fehlen den Schulmitgliedern die Mittel bei der jetzt hier herrschenden drückenden Lage.

3. Privatschule an der Bode: Schülerzahl 19 (10 Knaben, 9 Mädchen). Die Schule wurde 1893 im Hause und auf dem Grundstücke des gegenwärtigen Lehrers C. Zenker gegründet. Unterrichtstage 240, Zahl der Versäumnisse 55. Als Gehalt zahlt jedes Kind monatlich 1\$000. — Dringende Bedürfnisse der Schule sind: Passende Schreibvorlagen in deutscher und lateinischer Schrift; Bekanntgabe eines Unterrichtsplanes für einlässige deutsche Schulen in Brasilien; eine Lesemaschine.